

Die Hochmesse

S heute war Sonntag, und das Bimmeln des Morgen-glöckleins von der Höhe des Limburgberges herab klang den Talbewohnern heute ganz anders ins Ohr als am Werktag. Es klang nicht, wie wenn gestrenge Mönche es rührten, sondern lichte Englein, und die seinem Mund in Andacht lauschten, hörten jetzt immer nur die zwei Worte: Friede, Freude! Friede Freude!, während sie sonst nichts zu hören vermeinten wie: Arbeit, Buße — Arbeit, Buße!

Auch die Natur wollte heute wieder einmal Sonntag halten. Die letzten grämlichen Morgennebel des schon herbstlich angefärbten Tals hatte Frau Sonne mit ihrem hellen Lachen weithin in alle Lüfte zerstreut, und nun ließ sie ihren Strahlenfächer spielen, der hin und her, auf und ab alles mit dem weichsten Goldgeflimmer überstäubte und selbst den ärmsten Strauch in den prächtigsten Sonntagsstaat steckte. Währenddem begannen die Herbstvögelein so süß verträumt zu zwitschern, als ob der Frühling mit seinen feinen Goldschuhen wieder nahe; die taunassen Wiesen funkelten wie verklärt: die ringsum ragenden Wälder aber streckten ihre duftumhauchten Wipfel dem blau-silbernen Aether so wehevoll entgegen, als ob sie den Herrgott selbst erwarteten, der nun in Gesellschaft der Frau Sonne durch ihre Hallen lustwandeln werde.

Durch diese verzauberten Gefilde schritten mit ihren silbernen Schnallenschuhen frohgemute Männergestalten in langen, feierlichen Bratenröcken, darunter bunte Westen prangten, und mit einem Glanz in den Blicken, aus dem, freilich etwas zu stolz bewußt, der Sonntag selbst zu sprechen schien.

Es waren das die Bauern des Tals, die aber nicht dem Sonntagszauber nachspürten, sondern dem Stand der noch ausstehenden Ernte, den rotbäckigen Äpfeln und dem goldgelben Hafer — auch nebenbei den spiegelglatten, behaglich auf den Matten sich hinstreckenden Kindern liebende Blicke zuwarfen — und hiermit eine Sonntagsfeier abhielten, wie sie dem Landmann von jeher die liebste war.

Während so die Väter in unbewußtem Dankgefühl den Segen eines höheren Wesens in der Betrachtung seiner guten Gaben empfanden, suchten die jungen Leute des Tals den Sonntag in sich selbst. Nach knapper Vollbringung der nötigsten Tages-

arbeit beeilten sich die schlanken, schwarzbraunen Talmädchen dem verlockenden Spiel ihres Spiegels nachzugehen, um ihre Schönheit womöglich noch schöner zu gestalten, und auch das war eine Art Andacht.

Auch die Burschen in ihren mit glitzernden Knöpfen gezierten Wämsen hantierten in sonntäglichen Anwandlungen an sich herum; sie waren aber dabei schneller fertig als das schöne Geschlecht, dieweil ihr heute so festlich gesteigertes Jugendgefühl jeden andern Spiegel überflüssig machte. Nur die allzu fleißigen Frauen wußten nicht aus ihrem Arbeitskleid herauszukommen. Immer wieder fingen sie an zu wischen und zu fegen, als ob kein Stäubchen ihre Seele belasten dürfe, bevor sie das buntfarbige weite Umhängetuch um das blumige Nieder schlangen und das goldgestickte Nebelkäppchen aufsetzten, und dem heutigen Hochamt auf der Limburg beizuwohnen. Denn heute sollte droben ein großer Tag des Herrn werden, der schon die ganze Woche her seinen leuchtenden Schein vorausgeworfen und die Gegend in lebhafteste Erwartung versetzt hatte. Und nun erhoben von der mächtigen Kuppel der Abteikirche herab die sechs Klosterglocken ihre erhabenen Stimmen. In endloser Reihenfolge wallten die tiefen, melancholischen Akkorde gleich überirdischen Rufen über Berg und Thal bis weit in die lichtschimmernde Rheinebene hinein, und wo ein menschliches Ohr lauschte, war nicht eines, das sie vergessen hätten.

Allmählich, dem Beispiel der hohen Schwestern folgend, öffneten auch die Glocken Dürkheims und der benachbarten Dörfer den metallenen Mund, aber über alle erhob sich, gleich wie ein erlesener Sänger über den Chor, der hehre Sang des Limburger Geläuts. An süßer Wehmut und ergreifender Fülle kam ihm kein anderes gleich.

Dem hohen Ruf gehorsam strömte die Schar der Gläubigen von nah und fern herbei, sowohl von Dürkheim und den umliegenden Orten, als von den entlegensten Hütten des Gebirges.

Man sah in dem bevorstehenden Hochamt nicht bloß einen besonders weihvollen, religiösen Akt, sondern vielleicht mehr noch eine höchste kirchliche Schaustellung, die sich dank dem kunstsinigen Abt oft genug sogar zu einem vielbewunderten musikalischen Erlebnis auswuchs.

Es sei hier eingefügt, daß Bonifazius beim Aufbau seiner Messen sich mehr von seinen schöngeistigen Neigungen leiten ließ als von den Vorschriften der Kirche, sodaß diese, dem Künstlerischen zugewandte Art der Gottesverehrung, durch eine zielbewußte Steigerung dieser Richtung, an erhebender Schönheit

reichlich gewann, was sie an ritueller Folgerichtigkeit vielleicht verlor.

Die Glocken von Dürkheim waren schon längst verstummt, und immer noch predigten die ehernen Zungen der Limburg in wohlberechneter Absicht von ihrem hohen Stuhl herab, und immer noch zogen neue Scharen den Berg des Heils hinan, darunter auch zahlreiche Gruppen hoch zu Ross, wie es dem Bedürfnis jener Zeit entsprach.

Von diesen Verrittenen zieht eine kleine Kavalkade unsere Aufmerksamkeit auf sich, die jetzt in den Klosterhof einreitet und von der dort aufgestauten Menge lebhaft begrüßt wird.

Wir haben, begleitet von seiner Familie, den hochmögenden Bürgermeister Frei der Stadt Dürkheim vor uns, der durch seine auffallend gesteierte Haltung sowie sein stolzbewusstes Umherblicken einen Mann bekundete, der weiß, daß er etwas zu sagen hat, und dies auch zur Schau trägt.

Sein starkknochiges, aber doch raffiges Pferd, schäumte unter der Last seines so schweren und dazu so gewichtig sich gebenden Herrn, ein Bild, das sicher beengend auf die Beschauer gewirkt hätte, wenn es nicht durch die schwebende Grazie eines auf dem bürgermeisterlichen Sattelfissen sich wiegenden Mädchleins gemildert worden wäre. Es war das die Tochter des Bürgermeisters, die so zauberisch wirkte, jene liebreizende Meta, die uns schon von der Heidenmauer her eine liebe Bekannte ist.

Neben Herrn Frei ritt auf zierlichem Zelter die noch in voller Jugendschöne prangende Frau Bürgermeister, begleitet von der uns gleichfalls nicht fremden, heute besonders zungenbeweglichen alten Ilse, die sich auf der Kruppe des Pferdes ständig im Gleichgewicht zu halten suchte. Zwei Diener in Livree bildeten den Schluß. — Während der weitbekannte und geldmächtige Bürgermeister mit sichtlich Befriedigung die schmeicheleichen Begrüßungen der herbeieilenden Dürkheimer Honoratioren entgegennimmt, haben wir Zeit, uns die Familie Frei ein wenig anzusehen.

Herr Frei war trotz seinem silbergesprenkelten Haar ein Mann von untadeliger Rüstigkeit. Sein Körpergerüst war hoch und breitschulterig, wodurch die breiten Jahresringe, die er um die Hüften angelegt hatte, etwas ausgeglichen wurden. Dieser äußeren Vierschrötigkeit entsprach auch sein Charakter. Man mußte den starrköpfigen Mann im Umgang häufig genug derb, oder, wie die Pfälzer sagen, massiv nennen. Wenn er dazu noch seine fast karikaturhafte Amtsmiene aufsetzte, konnte er so unnahbar erscheinen wie ein in allen Rissen glitzernder, um seine Achse sich drehender Eisberg. Damit soll aber nicht gesagt sein,

daß Herr Frei auch die Tücken eines Eisbergs in sich geborgen hätte. Er war im Grunde ein zwar geschäftsschlauer, aber gutmüthiger und durchaus ehrenhafter Mensch, dem jedoch das allzu hoch geschwellte Bewußtsein seines Reichthums und Rangs die Schellenkappe aufs Ohr gesetzt hatte.

Von höheren Fähigkeiten besaß er nur eine, freilich jene, die von jeher auf Erden am höchsten geschätzt wird: er verstand es meisterlich, die Pfennige in Taler umzuwandeln, wodurch besagtes Schellengeläute in der natürlichsten Weise noch verstärkt wurde. Von einer armen, aber frommen Mutter erzogen, waren ihm in seiner Jugend die warmherzigen, von Mensch zu Mensch sich schlingenden Regungen zwar nicht fremd gewesen, doch als der arme Handelslehrling, dank seinem Multiplikationsgenie und seiner musterhaft nüchternen Gesittung, die man als höchste Tugend pries, allmählich bis zum Schwiegersohn seines Prinzipals, des reichen Herrn Bürgermeisters Haikinger, emporgestiegen war, da verelendeten seine Herzensregungen in der frostigen Geldatmosphäre immer mehr, bis sie schließlich nur als Dienerinnen seines öffentlichen Ansehens zeitweise noch ein kurzes Scheinleben führen durften. Infolge dieser so viel bewunderten Eigenschaften wurde er nach dem baldigen Ableben seines Schwiegervaters auch der Erbe von dessen Bürgermeistersessel, den er zur Zeit unserer Erzählung mit bestem Erfolg für die materielle Entwicklung der Stadt unter allgemeiner Anerkennung schon fast zwei Jahrzehnte eingenommen hatte. So umgeben von Glanz und Macht, suchte der zu eitler Selbstgefälligkeit geneigte Mann die Erinnerung an seine frühere Bedeutungslosigkeit möglichst zu vertuschen und sich daher von der Armut durch eine hochragende Mauer aristokratischer Grundsätze abzusondern.

Troßdem war er in seiner Amtsführung bei den Armen nicht unbeliebt. Er übte dem einzelnen gegenüber strengste Unparteilichkeit und auch den Ärmsten ließ er zu seinem Recht kommen. Für allgemeine Verbesserungen des vierten Standes war er jedoch nicht zu haben. Er pflegte dann die wohlweise Bemerkung verlauten zu lassen, daß die Grundlagen der bestehenden Gesellschaft nicht erschüttert werden dürften. Jedem Stand sei von Alters her das unabänderliche Maß von Freiheiten und Rechten zugewiesen, das ihm gemäß dem allgemeinen Wohl gebühre.

In jener Vorzeit der Reformation gährte es nicht bloß in der Kirche, auch in den Tiefen des Volkskörpers machten sich gewaltsame Regungen geltend. Besonders die entrechteten Massen des vierten Standes, die vielfach noch in Leibeigenschaft schmachteten, drängten nach oben, und der Ruf nach Freiheit und menschen-

würdigem Dasein erscholl dem Bürgermeister öfter ins Ohr, als ihm lieb sein mochte.

Er pflegte sich gegen diese Eindringlinge seines Machtgebietes in ebenso einfacher, wie erfolgreicher Weise zu helfen: Eine skrupellose Zurückdrängung der Führer der Bewegung verband er mit einer vergrößerten, zur Schau getragenen Freigebigkeit gegen die Armen.

Dieser nüchterne, in allen feineren Gehirnsfasern vertrocknete Mann, der nur ein Ideal kannte: Besitz auf Besitz zu häufen, um auf diesen beliebten Stufen irdischer Macht zum höchsten äußeren Glanz emporzusteigen, war einer Frau angetraut, die den schärfsten Gegensatz hierzu bildete und gerade in den rein geistigen, jeder irdischen Sucht abgewandten Sphären die ihr allein zusagende Lebensluft fand.

Ihr Äußeres schon war die verkörperte Poesie. Die Grazien schienen bei ihr Pate gestanden zu sein, und ein Schimmer wie aus einer andern Welt umfloss ihr ganzes Wesen. Ihre tiefblauen, von leiser Schwermut umschatteten Augen waren ein unerschöpflicher Born von Milde und Güte, und alles Edle, Hohe und Schöne war die ewige Sehnsucht ihrer Seele, die nie Sättigung finden konnte. Eine Wertschätzung des Goldes dagegen bestand für sie nur darin, daß sie in ihm das gangbarste Mittel sah, Gutes zu tun.

An diesem leidenschaftslosen engelhaften Wesen war die Zeit mit besonderer Eile vorüber gegliitten; trotz ihrer nahezu vierzig Jahre bot sie immer noch das Bild vollendeter Harmonie. Das reizende Oval ihres Gesichts war wohl jetzt blässer getönt als früher, aber noch zeigte es jenen samtnen Schmeltz, der die Rosen so unnahbar schön macht. Dabei hatte ihre feine Gestalt sich die Fannenschlantheit ihrer Mädchenjahre zu wahren gewußt, die durch eine etwas stärkere Fülle des Oberkörpers noch gehoben wurde.

Beim Anblick dieses Paares mußte sich jedem empfindsamen Menschen die Frage aufdrängen, wie das Geschick dazu gekommen sei, diese verkörperte Poesie mit der vollendeten, wenn auch höchst ehrbaren Prosa an den gleichen Karren des Lebens zu spannen. Der Verlauf dieser Erzählung wird die Frage beantworten. Wir können heute nur sagen, daß Herr Frei nicht der einzige Freier von Fräulein Haizinger gewesen war, und daß das jedem höheren Lebensglück entsagende Mädchen sich als gehorsame Tochter dem Willen der Eltern gebeugt hatte.

Die einzige Frucht dieser Ehe, die schalkhafte Meta, haben wir schon kennen gelernt. Wir fügen dem nur noch bei, daß Meta ihrer Mutter auffallend ähnlich sah, ihr Gesicht jedoch den

Schmelz der roten Rosen trug, wie ihre Mutter den der weißen. Auch war ihr ganzes Wesen etwas kernhafter, weniger ätherisch, ein Einschlag des Blutes, der wohl von ihrem Vater herstammte.

Herr Frei zögerte absichtlich mit seinem Eintritt in die hohen Hallen des Gotteshauses, bis die ganze Gemeinde darin versammelt war, dann schritt er stolz wie ein Grande, und umrauscht von den Seidengewändern seiner zwei Trabantinnen durch die lebhaft murmelnde Menge auf sein Familiengestühl, nahe dem Hochaltar, zu.

Die ganze Schönheit des vom Hauch des Ueberirdischen beseelten Domes flutete an diesem bevorzugten Platz dem Beschauer entgegen und versetzte die hochgestimmte Seele Ulrikas sofort in die lebhaftesten Schwingungen. Zwei quadergefügte Pfeiler des kuppeltragenden Triumphbogens eröffneten ihrem Blick zunächst eine Doppelreihe von zwanzig Säulen, von zwanzig riesenhaften Sandsteinmonolithen, die rund und glatt wie die Lindenstämme des Waldes in den Felsen des Berges zu wurzeln schienen und auf weitgeschwungenen Bögen wie mit mächtigen Armen die himmelan strebende Last der gottgeweihten Mauern tragen halfen. Und gleich wie im Walde durch das grüne Blättergezwige, strömte hier durch das buntfarbige Glasgitter der Kirchenfenster das goldschimmernde Himmelslicht und umspann den ganzen Inhalt des herrlichen Tempels: sowohl die Harmonie seines königlichen Aufbaues, wie die Erhabenheit seiner in Weihrauchwolken verschwebenden Höhen und Tiefen und all das Viele, Reiche und Schöne, was ein kindlich frommer Glaube seit Jahrhunderten darin eingebettet hatte, mit verklärendem Schein. Auch aus den Seitenschiffen drängte ein heiliges, wenn auch weniger lautes Glänzen, dessen geheimnisdunkles Weben aber von Ulrika noch stärker empfunden wurde, als das freier flutende, mehr dem Irdischen verwandte Licht der Haupthallen. Denn dort, in hehrer Zurückgezogenheit, ragten zwanzig Seitenaltäre, jeder im Besitze eines Schutzheiligen und einer Reliquie und jeder daher von einem eigenen, überirdischen Glorienschein umstrahlt.

Kein Wunder, daß Ulrika in andachtsvollen Schauern die Augen schloß, um freilich in ihrer Verzückung noch tiefer in die mystischen Geheimnisse dieses heiligen Webens zu geraten als vorher. Es schien ihr, als sei zwischen den Säulen der Kaiserloggia, gerade ihr gegenüber, der Himmel offen, und von diesem Purpurgoldmeer hebe sich in scharfen Umrissen ab: die hehre Gestalt Kaiser Konrads, des Erbauers der Limburg, umgeben von seinen Getreuen. Sie schienen in tiefster Andacht begriffen zu sein, wie wenn sie den besonderen Schutz des Himmels für die

erhabene Kaisertochter, die Limburg, herabflehten. Und jetzt sah sie, wie der Kaiser sich erhob und von der Brüstung der Loggia einen Blick auf seine Kirche herabwarf, so tieftraurig, daß es Ueßka ward, als ob plötzlich von allen Seiten die schwärzeste Finsternis herabstürze und das Bild des Kaisers samt der Kirche in einem tiefaufschauenden nachtqualmenden Meer versinke.

Da plötzlich schreckte die schwer atmende Frau aus ihrem visionären Zustand empor. Brausende Orgelklänge erschallten, und alle Köpfe wandten sich erwartungsvoll zur Sakristei, aus der jetzt die Mönche in feierlichem Zuge hervorstürzten.

Allen voran schritt, entgegen der üblichen Ordnung, aber der Bedeutung des Tages angemessen, der mit dem Titel „von Gottes Gnaden“ ausgezeichnete Abt. Sein Haupt war mit der bischöflichen Inful gekrönt, während schwerherabwallende goldbrokatene Gewänder die Majestät seiner Erscheinung noch erhöhten. Ihm zunächst folgten zwei Priester im festlichen Messornat, dann paarweise die Konventualen und Fratres. Ein Schwarm weißgekleideter Chorknaben, mit Purpurschärpen angetan, bildete den malerischen Schluß.

Der Zug bewegte sich zuerst in feierlicher Runde durch die ins Knie sinkende Menge, da und dort vor einem besonders begnadeten Nebenalтарь in kurzem Gebet verweilend, um schließlich durch die Pforte des Altargitters in die geweihte Stätte des Chors einzumünden.

Jeder Pater nahm dort seinen vorbestimmten Platz des in der maßvollen Schönheit des Rundbogenstils geschnittenen Chorstuhls ein, während der Abt einen im Vordergrund des Chors aufgestellten Thronstuhl bestieg. Das Präludium der Orgel verklang gerade, und Bonifazius war im Begriff, das Zeichen zum Beginn der heiligen Handlung zu geben, als draußen im Vorhof der Hufschlag heransprengender Rosse vernehmbar wurde, was den erbleichenden Abt veranlaßte, sein Vorhaben jäh zu unterbrechen.

Alles lauschte, und jetzt ertönte Stahlgeklirr und der schwere Schritt von bewaffneten Fersen, die aus der Vorhalle in den Dom hinabstiegen.

Emich von Hartenburg war es, der sich dieses verspätete Erscheinen glaubte herausnehmen zu dürfen und hierdurch seinem Machtbewußtsein Ausdruck gab. In seinem Gefolge befanden sich der Johanniter und der Abbé, sowie etwas zurück Berchtold, dem sich einige, scheinbar unbewaffnete, Burgbeamte und Reifige angeschlossen.

Ein eifriger Blick des Abts streifte den hart am äbtlichen Thron vorbei auf sein Gestühl zuschreitenden Grafen, wobei ein

kaum merkbares Neigen des bischöflichen Hauptes als spärliches Zugeständnis eines Gegengrusses zu gelten hatte. — Bonifazius konnte es sich nicht versagen, den verhassten Gegner, den Sieger im Weinturnier, seine ganze priesterliche Oberherrlichkeit heute fühlen zu lassen. Einen Augenblick später erteilte er einem Diener eine Weisung, die, wie ein gehässiger, dem Grafen nachgesandter Blick bewies, auf diesen offenbar Bezug hatte.

Auch der geübteste Seelenkenner hätte während dieser Vorgänge in den Zügen Wilhelm von Venloos nicht die leiseste Spur der so kurz vorher auf der Hartenburg erlittenen Niederlage entdecken können. Seine wohlgeschulten Muskeln hatten wieder die volle Herrschaft über sein Gesicht gewonnen, und in jedem Zoll war er wieder der seiner Würde und seines Amtes bewusste Kirchenfürst. —

Abermals ließ die Orgel ihre Herrscherstimme vernehmen, der Chor der Mönche setzte gehorsam ein, während das Auftreten der in goldglühende Prachtgewänder gehüllten Opferpriester den endlichen Beginn des Hochamts anzeigte.

Hierdurch trat der Hochaltar in den Mittelpunkt der Handlung und lenkt unsere Blicke nun unmittelbar auf sich.

Breite, kunstvoll profilierte Sandsteinstufen leiteten, von einem altertümlichen, künstlerisch geschmiedeten Gitter umfriedigt, zu einem mit dem Chor zusammenhängenden Podest, auf welchem sich der aufs reichste mit Marmor und Achat eingelegte Hochaltar in monumentaler Größe erhob. Vier überlebensgroße, goldschimmernde Engelsgestalten umstanden ihn und trugen in ihren ausgestreckten Händen, wie schwebend, eine gewaltige goldglühende Kaiserkrone, die den bedeutsamen Baldachin des Altars zu bilden hatte. Darüber aber, wie von höherer Hand gefügt, baute sich die pfeilergetragene himmelhohe Kuppel auf, gleich einer dem Heiligtum eigens gewidmeten Tempelhalle. Der solchergestalt ausgezeichnete Tisch Gottes war übersät mit einer Fülle der kostbarsten Altargeräte und Heiligtümer, darunter ein auffallend hohes silbernes Kreuzifix, dessen Leidensgestalt mit dem kühlenden Glanz unzählbarer Perlen umkränzt war. Unmittelbar am Fuß des Kreuzes lehnte eins der höchsten Heiligtümer des Klosters: das weitberühmte Marienbild, dessen Wundertätigkeit uns weiterhin noch besonders beschäftigen wird.

Den einleitenden, einfachen Gesängen der Mönche folgten in wohlberechneter Steigerung mehrstimmige, stets kunstvoller gefügte Chöre, die selbst die widerspenstigsten Seelen zu packen und dann die reuevoll Zerknirschten auf die Pfade der Gnade zu leiten wußten. Dazwischen, wenn die Tonwogen der Orgel verebbten, wag-

ten sich auch lieblichere Sänge hervor, begleitet von Jagotten und Violon, aber auch umtönt von den ernstern Posaunen, gleich wie lichte Sonnenblicke das mahnende Wettergewölk umstreiten. Nach solchen Höhenflügen auf den Schwingen der Kunst trat dann der schlichte Gesang der Gemeinde in sein Recht, und seine Wirkung war vielleicht noch ergreifender als die zwar künstlerisch, aber doch künstlich gefügten Chöre der Mönche. Es war, als ob die Sehnsucht der in ihrem Dunkel von Himmelheimweh Erfassten sich zu einem Riesenaakkord zusammenschließe und in dieser höchsten Gestaltung zum Vater des Lichts emporschwebe.

Graf Emich, der rauhe Ritter, konnte mit den in so rascher Folge auf ihn eindringenden Aeußerungen einer höheren, ihm fremden Geisteswelt nicht recht ins Gleiche kommen. Besonders die Posaunenstöße klangen ihm bald als Mahnung des Himmels, bald wieder als Kriegsdrommeten. Er fuhr dann jedesmal, wenn er die Kriegsdrommeten witterte, mit der Faust an seinen Schwertknauf hin, zugleich finstere, in Troß starrende Blicke zum Abt emporwerfend. Doch dieser starrte unentwegt über Herrn Emich hinweg, wie wenn er für ihn Luft wäre.

Im weiteren Verlauf des Gottesdienstes erhoben sich die künstlerischen Darbietungen der wohl vom Ernst ihrer Lage erfassten Mönche zu einer Höhe, die sie sonst nur bei ganz besonderen Anlässen erreicht hatten, und noch lange nachher erzählte man sich von dem überwältigenden Eindruck dieses Hochamtes: Eine Stimme suchte die andere zu überbieten, ebenso ein Instrument das andere, und es gab Augenblicke, in denen die weiten Hallen zu eng schienen für die von edlem Wettstreit beseelten Tonmassen. Es schien dann, wie wenn die Wände sich öffneten und die Berge und Wälder draußen in heiliger Andacht miterbrausten.

Plötzlich, nach einer besonders machtvollen Steigerung, senkte sich der Chor zu einem in den weichsten Wellen dahinfließenden Adagio, aus welchem sich eine einzelne Stimme von bestrickender Klangfarbe in immer lichterem Jubeltönen emporschwang. Sie glich dem Sang der Lerche, die den sanfttrauschenden Lehren entsteigt und mit lichtbeseeltem Flügelschlag den Himmel sucht. Dann schwellen die Chöre in herrlicher Rundung wieder an, doch wie sie auch auf- und abwogten, die süße Kontra-Altstimme mit ihrer so wunderbaren Verschmelzung männlicher und weiblicher Art wiegte sich unentwegt im gleichen sieghaften Silberglanz über den dunklen Tonmassen des Chors. — Man hätte meinen können, daß sie nicht irdischem Mund, sondern überirdischen Höhen entstamme.

Auch der Graf war betroffen von dieser blendenden Erscheinung, noch mehr aber von dem scheinbaren Wunder ihrer Herkunft,

das dadurch entstand, daß der Sänger verdeckt in einer hoch über dem Altar befindlichen Nische der Kuppel stand. So lange die Hymne andauerte, konnte Emich den Eindruck eines übernatürlichen Geschehnisses nicht los werden, — voll tiefer Ergriffenheit ließ er den Schwertgriff los, und zum ersten Male an diesem Morgen blickte sein Auge mit dem schönen Glanz eines unverschleierte[n] menschlichen Wohlwollens zu Gott empor.

Auch Berchthold, der unweit des Chorgitters stand, lauschte in tiefer Andacht. Doch seine Blicke suchten einen anderen Himmel als der Graf. Dem Verliebten wölbte er sich in den himmelblauen Augen seiner Meta, der ganz nahe auf der andern Seite des Altars immer leuchtender für ihn aufging und noch weit lieblichere Sänge für ihn barg als der melodienreichste Lerchenhimmel.

Die Darbietungen der Kunst traten nun vor dem rituellen Teil des Hochamtes zurück, der jedoch den Nachhall einer höheren, unmittelbar mit dem Göttlichen verknüpften Andachtsform nicht auszulöschen vermochte. Leider war der gewohnheitsmäßige Vortrag des amtierenden Priesters kaum befähigt, diesen Aufschwung der Seelen festzuhalten, so daß die Masse der Andächtigen rasch wieder in dem Sticke[n]ebel der Alltagsempfindungen versank.

Der Graf war daher bald wieder der alte, und der kalte Hauch einer ihm fremden toten Sprache ließ die warmherzigen Regungen seiner Brust noch vollends erstarren. Er fing an sich zu langweilen, und die unsteten, mit dem Johanniter gewechselten Blicke verrieten, daß er auf das Ende warte.

Es war Gebrauch bei den Benediktinern, daß nach Ablauf der Messe einer der Mönche die Kanzel bestieg, um den fromm gestimmten Gemütern nun noch einen besonders geheiligten Zehrpfennig auf den Weg zu geben. Doch als die deshalb noch verweilenden Kirchenbesucher bemerkten, wie der fanatische Pater Johannes vom Chor hergeschlürft kam, da beeilten sich die meisten den Heimweg anzutreten, während ein Teil sich in die Nebenschiffe flüchtete, um dort im Anblick der erhabenen Altäre und Grabdenkmäler einen bekömmlicheren Nachschick für die fast zu reich gewesene Erbauungskost zu suchen.

Nur wenige scharten sich um die hochragende, aus einem Eichenstamm gezimmerte und geschnitzte Kanzel, die an eine der mittleren Säulen angelehnt war und nun von Pater Johannes mit langen hastigen Schritten bestiegen wurde.

So unsympatish wie sein Aeußeres war auch seine Sprechweise. Die Worte wurden förmlich herausgeschleudert und hatten einen heiseren Klang, wie rissiges Blech.

Er gab eine mit krassen Farben bemalte Schilderung des Jenseits; von der Pforte der Begnadigung öffnete er dabei nur eine schmale Ritze, während er das Riesentor der Hölle sperrangelweit aufriß. Jedes seiner Worte sollte wie ein glühender Geißelhieb wirken, doch war bei den wenigen um die Kanzel herumstehenden Opferlämmern kaum etwas von Zerknirschung zu entdecken. Einige verzogen sogar das Gesicht zu spöttischen Grimassen. Nur ein paar alte Weiber zitterten.

Unter solchen Umständen war der Pater bald fertig. Mit einem letzten dreifachen Wehe! stieg er ebenso rasch von der Kanzel herab, wie er hinauf gehastet war, um mit noch längeren Schritten wie vorher im Chor zu verschwinden.

Die kirchliche Feier war hiermit vollständig beendet, und Abt Bonifazius säumte nicht an der Spitze seiner Brüder durch eine nahe, unmittelbar in die Kreuzgänge mündende Thür die Kirche zu verlassen.

Eine Anzahl Besucher verweilte jedoch noch weiter. Es schien, als ob man etwas erwarte, wie fragende Blicke, die man nach dem Chor hinsandte, zu beweisen schienen. Man beschäftigte sich offenbar mit dem Prior Arnulph, der, in stille Gebetsübungen versunken, in seinem Gestühl verblieben war, nun aber, diese Augensprache verstehend, mit schwebenden Schritten und allseitig lächelndem Grüßen die Kanzel selbst bestieg.

Bevor der Prior begann, schweiften seine Augen mit seelenvollem Sinnen über die rasch anwachsende Schar der Zuhörer hin, in deren Hintergrund, an eine Säule gelehnt, auch der Graf auftauchte, und seine breite klare Stirn spiegelte auch auf diesem höchsten unanfechtbaren Richterstuhl nur Menschenliebe und Milde.

Mit leiser Stimme beginnend, berührte er nur flüchtig die Qualen des Fegfeuers, wie wenn jedes Wort davon ihm selbst in die Seele brenne. Dagegen war sein Gesicht plötzlich wie verklärt, als er begann, seine Zuhörer durch die Herrlichkeiten der himmlischen Gärten zu führen, die der gläubig in Gott Verharrende dereinst erwarten dürfe.

Die Augen des Priors und des Grafen begegneten sich während dieses hohen Seelenausflugs, und die weichen Regungen des trostigen Mannes erkennend, suchte der Mönch in verschleierter Weise seine erhabenen Glaubensworte unmittelbar auf den Grafen hinzulenken. Er sagte fortfahrend: „Ich habe euch gelehrt, welche Bedeutung dem Glauben in seiner Reinheit zusteht. Er ist eine Urkraft des Heils, die alles Dunkel der Erde, alle Irrungen und alle Zweifel mit den Fluten seines himmlischen Lichtes durchströmt, daß sie werden wie funkelnder Krystall. Und so wißt, wer die